



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mission und Kulturarbeit.

In einer Kirche.

Mein Herz ist krank, mein Fuß ist schwer,
Ein müder Wanderer, kam ich her.

Ich pochte an des Vaters Haus,
Hier ist mein Platz, hier ruh ich aus.

Es dunkelt rings. Ich bin allein.
Nur vom Altar ein klarer Schein . . .

Ich sinke auf die Knie hin
Und weiß, daß ich geborgen bin.

Nun blickst du her — wie lieb und traut,
O Heiland, den mein Glaube schaut.

Ich sehe dir ins Angesicht
So tief — so tief — und bange nicht.

Du redest leis — du tröstest mild,
Bis daß du all mein Weh gestillt. —

Da draußen jagt die Welt vorbei
Und ahnt nicht, wo der Friede sei.

Regina Moft, O. S. D.

Mission und Kulturarbeit.

Von Bruder Adrian, R. M. M.

Missionsstation Czestochau. — Von den alten Missionären, speziell jenen, die Deutschland und die angrenzenden Länder zum Christentum bekehrten, wissen wir, daß sie nicht nur das Evangelium verkündeten, sondern zugleich die Wildnis urbar machten, freundliche Ansiedelungen ins Leben riefen, Schulen gründeten, kurz, nach allen Seiten hin Bildung und Kultur verbreiteten. Es sind über diesen Gegenstand schon dickleibige Bücher geschrieben worden; der Jesuitenpater L. Pesch faßt den Gedanken kurz in die Worte zusammen: „Das Christentum ist die Mutter von Kultur und Bildung, von Kunst und Wissenschaft. In ihm verehren wir den Keim wahrer Zivilisation, die Retterin der Völker, die ordnende Macht in der Familie und im gesellschaftlichen Leben.“

Einen besonderen Anteil daran hatten die Klöster, deren Schulen bekanntlich Jahrhunderte lang fast die einzigen Träger von Bildung und Wissenschaft waren. Auch für die Hebung landwirtschaftlicher Kultur leisteten sie Außerordentliches. So sagt z. B. ein protestantischer Forscher, er habe gefunden, daß die schönsten Waldungen Europas von den alten Klöstern herkommen.

Wie wird nun in unseren Tagen, da man doch auf der Höhe der Zeit zu stehen glaubt und auf allen Gebieten riesige Fortschritte zu verzeichnen hat, die Missionsmethode gehandhabt? Greift heutzutage der Missionär und sein Gehilfe auch noch zu Art und Spaten, zum Hobel und Pflug? Gewiß; hören wir z. B., was uns die Missionsberichte aus Seoul in Korea erzählen, wo seit wenigen Jahren etliche Benediktiner-Patres mit etwa einer doppelt so großen Anzahl Laienbrüder beschäftigt sind. Da arbeiten die einen als Schreiner und Zimmerleute, als Schlosser, Maler und Schneider, während andere im Garten, auf dem Feld oder im Haus der Arbeit nachgehen. Dies alles natürlich, um auch die heidnischen Eingeborenen zu gleicher Arbeit anzuleiten, denn da gibt es klösterliche Gewerbeschulen und Handwerker-Bildungsanstalten; und prächtige Bilder zeigen uns, welch schöne künstliche Möbel und Hausgeräte von ihren gelehrigen Schülern angefertigt wurden.

Und ähnlich wie hier geht man auch auf anderen christlichen Missionen zu Werk. So schreibt z. B. der apostolische Präfekt von Kaiser-Wilhelmsland: „Um uns in dieser weltverlassenen Wildnis nach Kräften allmählich selbst zu helfen, haben wir Missionsfarmen angelegt, den Busch ausgerodet und an dessen Stelle Kokos ange-

pflanzt. Oder gehört solches etwa nicht auch zur Missionsaufgabe?“ Wer nur einigermaßen mit den Zuständen in unkultivierten, heidnischen Ländern vertraut ist, wird sicherlich auf seine Frage die Antwort geben: „Sicherlich und zwar in ganz vorzüglichem Grad.“

In der Kölnischen Volkszeitung vom 21. Mai 1914 wird von einer glänzenden Weinernte in Deutsch-Südwestafrika berichtet mit der Bemerkung, daß namentlich eine katholische Mission dem Weinbau eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte. Das Stuttgarter Sonntagsblatt, datiert vom 10. Mai 1914, enthält ein sehr anerkennendes Urteil eines deutschen Schiffskommandanten über die Anlagen, die er in Alexishafen in Neu-Guinea (Australien) gefunden. In dem Bericht heißt es wörtlich: „Die katholische Mission hat hier in wenigen Jahren ein Kulturzentrum ersten Ranges geschaffen, das volle Bewunderung verdient. Die ganze Anlage enthält alles, was für die Entwicklung unserer Schutzgebiete von Wert und Bedeutung sein kann. Die ausgedehnten Pflanzungen stellen zum Teil Versuchsanlagen dar, die wieder dem Ausbau anderer Pflanzungsgebiete zugute kommen“ usw.

Und wie halten es die Väter der Gesellschaft Jesu, diese Bannerträger unter den Missionären? Was sie in früheren Jahrhunderten in allen Weltteilen, speziell in Südamerika, z. B. in den Reduktionen in Paraguay, geleistet haben, ist allbekannt, wird aber kaum von dem übertroffen, was sie bis zur Stunde in den verschiedensten Missionsgebieten noch tun. Wie schwer es dabei, zumal im Anfang oft hergeht, erhellt aus einem Berichte des bekannten Coblenzer Missionärs B. Moskopp, der sich im Juli 1912 über eine in Rhodestien begonnene Neugründung also vernehmen läßt: „Da wir vorläufig nur zwei Patres und ein Bruder hier sind, so besteht unser gemeinsames Tagewerk fast ganz in Handarbeiten. Hoffentlich kommen bald neue Hilfskräfte an; so aber können wir uns bis zur Stunde nur wenig mit der eigentlichen Missionsstätigkeit abgeben. Auch in der Mission gilt der Spruch: Zuerst essen und dann studieren. Darum kann ich auch noch nicht viel vom Taufen, Katechisieren usw. berichten, obgleich wir auch nach dieser Seite hin nicht ganz untätig sind. Zuerst mußte man mit Buschmesser, Art und Feuer ein Stück Wald auf dem Hügel lüften, wo wir unsere neuen Wohnungen bauen wollen. Wir hatten zwar keine großartigen Bauten im Plan, sondern wollten vorläufig nur eine Hütte aus Holz und Lehm errichten; dennoch hatten dreißig schwarze Arbeiter zwei Monate lang zu arbeiten, bis der Palast fertig war. Der weißen Ameisen wegen, die alles

zernagen und durchfressen, konnten wir nur das sogenannte Eijenholz verwenden. Um aber die vielen Hunderte von Stämmen für das Haus und die Hospalljaden zusammenzubringen, mußten die Neger lange im Wald herumjuchen. Der hiesige afrikanische Wald besteht eben meistens nur aus Buschwerk und unnützen Bäumen; irgendwie geeignetes Bauholz ist nur selten zu finden.

Der Missionär im Heidenland, zumal in Afrika, wo noch wenig Kultur zu finden ist, muß also arbeiten, nicht bloß notgedrungen, um sich seine Existenz zu sichern, sondern namentlich auch des guten Beispiels wegen. Der Schwarze ist von Natur aus kein Freund von Arbeit und Anstrengung, durch die bloße Predigt allein wird man ihm auch keine Arbeitsliebe beibringen, man muß ihm vielmehr alles erst vormachen. Dieses erkannte klar der hochselige Abt Franz Pfanner, der Gründer unserer Mariannhiller Mission. Er griff mit sechzig und siebenzig Jahren noch zur Art und Schaufel und forderte unter unseren Brüdern den besten Holzspalter zu einer Wette auf, wer am schnellsten ein halbes Klafter Holz spalten könne. Als er einmal von unberufener Seite die Bemerkung hören mußte, ein Abt könnte doch etwas Besseres tun, als Holz spalten, sagte er in seiner drohtischen Weise: „Nein, das kann noch lange nicht jeder Bruder Simplizius; es gehört eine eiserne Faust, ein klarer Blick und eine eigene Kunst dazu, diese harten, knorrigen Stämme auseinander zu bringen. Uebrigens ist mir das Holzspalten nicht Selbstzweck, sondern ich denke, selbst einem Kaffer

muß ein Licht aufgehen, wenn er einen Abt Holz spalten sieht. Das zeigt ihm klarer und verständlicher als jede Predigt, was es Großes und Schönes um die Handarbeit ist.“



Ein afrikanisches Bad im Anstaltungs-Gebäude. (Bei unserer Missionsstation Genesiohan.)

Es war zunächst das Apostolat der Arbeit, mit dem Abt Franz seine Mission in Südafrika begann. Seinem scharfsinnigen Geist konnte es nicht entgehen, wie wichtig es sei, in verschiedenen Gegenden, namentlich an Punkten, die stark mit Kaffern bevölkert waren.

Grund und Boden, der damals noch billig zu haben war, für Missionszwecke anzukaufen. Hier siedelte er seine Brüder an, und in kurzer Zeit erstand eine ganze Reihe der hoffnungsvollsten Missionsstationen. Den gleichen Arbeitsgeist hauchte er auch den von ihm gestifteten Missionschwestern vom kostbaren Blute ein, die seit Jahren mit unermüdetem Eifer auf allen unseren Missionsstationen, auch in Deutsch-Ostafrika bei den Vätern vom hl. Geist und den Trappisten am Kongo tätig sind, nicht nur in der Schule, sondern auch im Garten und Feld, in den mannigfachen Hand- und Industriearbeiten.

Und dieses „Ora et labora“ ist das Lozungswort für die ganze Mariannhiller Mission geblieben. Während die Priester im Chore stehen oder dem Studium, der Predigt und Seelsorge obliegen, arbeiten die Brüder und ihre schwarzen Lehrlinge und Gehilfen im Garten, im Feld und Wald, in den Stallungen, Werkstätten usw. Wo man hinsieht, überall ein Bild der rührigsten Arbeit. In der Buchdruckerei und Buchbinderei sind gewandte Hände tätig, für die Mission die nötigen Bücher, Zeitungen und Drucksachen herzustellen. Pflug und Egge, sowie das Gerassel landwirtschaftlicher Maschinen legen beredtes Zeugnis ab für einen rationellen Feldbau. Hier lenkt ein Bruder mit fundiger Hand die Mähmaschine, während drüben in der Waldplantage sein Ordensgenosse mit einem Trupp schwarzer Arbeiter mit dem Schälen von Wattleinde beschäftigt ist. Wieder andere sind mit der Herstellung von Ziegeln, mit dem Baue neuer Kirchen und Schulen oder deren Innenausstattung beschäftigt, kurz, überall herrscht reges Leben, strenge, wohlgeordnete Arbeit, doch geheiligt durch Gebet und frommen Aufblick zu Gott.

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Jesuit in portugiesischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Am 7. September 1759 machte ich mit meinem Gefährten einen Besuch in Lete, meinem früheren Missionsposten. Ich folgte dabei der Einladung des dortigen Missionärs, eines alten treuen Freundes, und so feierten wir zusammen in Liebe und Eintracht das schöne Fest Maria-Geburt. Trotz meines Vorhabens, noch an diesem Tage nach Hause zurückzukehren, mußte ich auf die dringenden Bitten des Missionärs und einiger in Lete wohnenden Portugiesen bis zum folgenden Tage bleiben.

So saßen also wir drei Jesuiten nach einem frugalen Mittagmahle vergnügt beieinander und waren in unserer Unterhaltung gerade in einem lebhaften theologischen Disput über die Erbsünde begriffen, als plötzlich zu unserer nicht geringen Ueberraschung der portugiesische Kommandant mit mehreren Beamten des Ortes, von einer zahlreichen weißen und schwarzen Mannschaft begleitet, in unserer Wohnung eintraf. Ohne etwas Schlimmes zu ahnen, empfingen wir den hohen Besuch mit geziemender Ehrfurcht und führten ihn und seine Begleiter in das große Empfangszimmer.

Nach kurzem Gespräch stand der Kommandant auf und verkündete uns in sichtlicher Verlegenheit und mit Tränen in den Augen — denn er war uns stets in väterlicher Guld gewogen gewesen — er habe sich eines traurigen Auftrages zu entledigen und müsse uns im Namen Seiner Majestät, des Königs von Portugal, als

Staatsgefangene erklären. Der Befehl war so gemessen und streng, daß wir sofort, wie wir gingen und standen, von der bewaffneten Mannschaft in die Festung abgeführt wurden. Man gestattete uns nicht einmal, auf unser Zimmer zurückzugehen, um das Brevier zu holen. In der Festung selbst warf man uns in einen finstern, von Ungeziefer wimmelnden Kerker, worin kurz zuvor einige schwarze Verbrecher gelegen hatten. Vor der Türe stand ein bewaffneter Posten und hielt Tag und Nacht strenge Wache.

Auf die Frage, weshalb man denn eine so entsetzliche Strafe über uns verhängte, bekamen wir zur Antwort, wir selbst seien zwar unschuldig, allein unsere Brüder in Portugal hätten dem Könige nach dem Leben gestrebt und viele andere Missetaten begangen; alle diese Frevel fielen nun dem ganzen Orden zur Last, und sie hafteten an uns wie eine Erbsünde.

Man denke sich unseren Schrecken! Wir waren wie aus den Wolken gefallen; das Ganze kam zu plötzlich, zu unvermittelt. Bisher waren wir höchst angesehene, überall beliebte und bevorzugte Missionäre gewesen, und jetzt lagen wir, mit Schande und Spott beladen, in einem elenden Kerker! Meine beiden Gefährten brachen in heiße Tränen aus, ich aber hatte nicht das Glück, mein schweres, durch namenlosen Kummer beschwertes Herz durch Tränen erleichtern zu können.

Bisweilen besuchte uns der Kommandant und andere Herren, auch die in Lete wohnenden Dominikaner kamen zu uns und sprachen uns Trost zu; doch was vermögen leere Worte in solcher Lage? Helfen konnte uns außer Gott doch niemand. Wohl machte man Pläne und allerlei Vorschläge. So erklärte uns ein portugiesischer Offizier, er wisse einen geheimen Gang, der aus dem Kerker ins Freie führe und erbot sich, uns persönlich zur Flucht zu verhelfen. Ebenso versicherten uns die Hauptleute der Schwarzen, sowohl die von Lete, wie jene zu Marangue, die uns besuchen durften, sie seien bereit, im Verein mit allen ihren schwarzen Landsleuten Blut und Leben zu unserer Befreiung zur Verfügung zu stellen; doch wir lehnten alles dankend ab. Einerseits lebte in unserm Herzen die stille Hoffnung, unsere Angelegenheit werde sich doch noch zu unsern Gunsten entscheiden, man werde unsere Unschuld erkennen und uns wieder in die früheren Stellen zurücklassen, andererseits wäre uns mit der bloßen Flucht aus dem Gefängnis wenig geholfen gewesen. Denn was sollten wir dann anfangen? Wir konnten doch nicht wie die Wilden in den Wäldern und Einöden umherirren, und zur Flucht nach Europa fehlten uns alle Mittel. Wenn die Schwarzen uns mit Gewalt befreit hätten — an Erfolg hätte es ihnen wohl nicht gefehlt, denn gerade die hiesigen Kaffern sind tapferer, im Kampfe wohlgeschulte Leute und waren uns Missionären überaus zugestanden — so wäre es ohne Zweifel zu blutigen Austritten gekommen. Der Schwarze ist immer zum Aufruhr und Kriege bereit; er haßt die europäischen Eroberer und liebt den Streit, der ihm willkommene Gelegenheit zum Zechen, Plündern und Stehlen bietet. Nein, diese Verantwortung wollten wir nicht auf uns laden; da blieben wir schon lieber in unserm dumpfen Gefängnis und stellten unsere Hilfe Gott anheim.

Nach acht Tagen holte man uns heraus, setzte uns in ein kleines Ruderboot und führte uns unter Begleitung eines Offiziers und einiger Mannschaft den Sambefluß hinab gegen Sena zu. Am ersten Abend landeten wir bei unserer Missionsstation Marangue; es